

(Nachdruck verboten.)

65)

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

„Zieh Du allein in eine feine Wohnung, kaufe Dir Möbel, richte Dich ein! Es ist nun notwendig für Dich, Du bist eine Pariser Größe geworden.“

Es bohrte und bohrte.

„Du möchtest wohl hier verhungern?“ fragte sie.

„Wieso?“

„Nun, ich habe doch Ueberfluß — Du willst wohl meinen Ueberfluß nicht?“

Er sah sie lange und scharf an. Aber ihre Augen blieben klar, es war ein einfacher und naiver Gedanke von ihr gewesen. Er drückte jedoch deutlich seine Lage aus. Und er rang nach einer Erwiderung, einem Selbständigkeitswort, wie ein Asthmaleidender nach Luft. Er meinte, er müsse sie hassen. Aber es lag noch ein Lachen in ihr, es klang noch ein Singen von ihr zu ihm.

Die Tage behielten ihren Stachel. Philipp trug einen Stachel gegen sich selbst in sich — und er richtete ihn nicht selten gegen die Algérienne. Sie stritten miteinander. Sie stritten und versöhnten sich.

„Du hast mich doch dahin gebracht — ich verabscheue das — und ich verabscheue Dich dafür.“

„Du kannst nun Deiner Kunst leben!“

Sie lachte hell auf.

„Meiner Kunst! Was ist das? Ich habe keine Kunst. Ich will keine haben!“

„Du brauchst nicht mehr in den „Cyrano“ zu gehen,“ sagte er hart.

„Und wenn ich doch hingehen will?“

„So werde ich Dich zurückhalten.“

Sie stürzte auf ihn zu wie ein Raubtier.

„Ich würde Dich töten, wenn Du mich zurückhalten wolltest. Ich tue, was ich will. Heut abend gehe in in den „Cyrano“, damit Du's weißt. Heut abend — und da werd ich tanzen. So wie ich will und wann ich will. Nicht wie ein Herr Regisseur will.“

„Aber ich will es nicht. Ich verbiete es Dir!“

„Du verbietest es mir! Ich gehe hinunter auf die Straße und tanze nackt. Das verbietest Du mir. Ich stürze mich zum Fenster hinaus, wenn Du mir etwas verbieten willst.“

„Du hast aber doch nun Deine Kunst!“ lenkte er ein.

„Dumm!“ platzte sie heraus. Und dann ganz unvermittelt: „Aber wenn Du eine andere nimmst, so frage ich Dir die Augen aus. Und die andere — die wird keine Nacht mit Dir verleben.“

Da blieb er ganz still und fühlte sich weit fern und wußte, daß er in einer fremden Welt sei bei einem fremden Menschen.

„Du gehst zu „Cyrano“ heute abend?“ fragte er nach einem schweren Stillesein.

Sie fiel ihm an die Brust und küßte ihn und stammelte:

„Wenn Du's nicht willst — nein — ich geh nicht hin!“

Und sie koste und schmeichelte — und verfiel in ihre eigene Sprache dabei, in der alles so heiß und wild klang. Und schließlich bat sie: „Nicht wahr, ich gehe doch in den „Cyrano“? Es ist Dir recht? Einmal, noch einmal nur, und nur, weil ich will!“

Da gab er nach und gestattete es ihr, und sie vergrub seinen Kopf in ihre Arme und ihre Brüste und schluchzte vor Fieber und Gier.

Ihn fröstelte. Langsam wand er sich aus ihren Armen. Dann sagte er: „Kleine Algérienne, ich muß in mein Heimatland zurückkehren. Aber ich werde wiederkommen. Und ich werde Dich wiedersehen. Du wirst in Glanz und Reichtum leben, wirst berühmt und gefeiert sein — und eines Tages kommst Du über die Grenze und entzückst alle, die Dich sehen, und unser Volk wird Dir Triumphe bereiten, wie sie die Pariser Dir bereiten, und Du wirst wie eine Königin sein — und ich werde ein Bettler sein, so reich und glücklich, und ich werde fühlen, daß Du mich lieb behalten hast in all Deinen Erfolgen und Triumpfen.“

Der starre Ausdruck ihres Blickes war allmählich von ihr gewichen. Ihre Mandelaugen strahlten:

„Ich werde eine Königin sein, und ich werde Dich holen und immer bei mir behalten.“

Er lächelte.

Sie brach in Tränen aus. „Aber nein, aber nein! Du gehst nicht, Du darfst nicht gehen — und Du mußt nicht gehen.“

Sie brach stumm vor ihm zusammen.

„Ich höre in der Wüste die Schakale heulen. Das ist nicht gut, wenn ich die höre. Dann gib't ein Unglück.“

Sie schluchzte.

„Unfinn!“

Sie sprang auf, verfiel in eine tolle Laune und tanzte.

„Ich brauche Dich nicht, ich will Dich nicht — geh in Dein Heimatland. Ich tanze und lebe. Und ich verachte Dich, und verachte alle. Und heute abend gehe ich in den „Cyrano“. Du gehst nicht mit? So gehe ich allein hin. Du langweilst mich.“

Dann streckte sie sich faul hin, bis sie's an der Zeit fand, aufzubrechen und ins Theater zu fahren.

Philipp stand allein oben auf Montmartre. Moulin de la Galette war beleuchtet, die Lichter der Avenue de l'Opéra zogen ihre helle Linie unten in der Stadt, die von hier oben aus dunkel lag. Sie war so laut, die Weltstadt, darum erschien es ihm hier so still.

Ein Schutzmann besah ihn sich genau. Philipp lächelte.

Er hätte ihn ruhig mitnehmen können — es war ihm ganz gleich. Er stand dem Leben mit einer großen, kalten Gleichgültigkeit gegenüber. Und er stand vor einem Entschluß. Das lag immer auf ihm wie eine Zentnerlast. Am liebsten wäre er dem ausgewichen. Wenn etwas von außen käme, das ihm den Entschluß abnähme. . . . Aber es kam nichts. Und er maß noch einmal den Bogen seines Lebens ab. Er verließ ins Leere, er sank ins Leere zurück. Und er hatte gewünscht und gewollt, daß er hoch aufsteigen möge. Was war's, das mangelte? Kraft? Mittel? Anlage? Oder war es dies Weib gewesen, das ihn gefesselt hatte und das ihn weiter fesseln würde? Von dem er sich frei rang, um sich nur fester an sie zu ketten. Vielleicht war's diese Leidenschaft gewesen, die ihn herunterzwang. Aber nun war er unten — einerlei, was für Ursachen das hatte. Nun lagen die Ursachen hinter ihm, und er mußte unten seinen Weg weiter gehen. Nun war er wieder ganz aus der Bieglergasse, ganz wie damals, da er ein Bub gewesen war; aber nun war er noch tiefer und geringer, weil er kein Bub mehr, sondern ein Mann war.

Wenn nur der Entschluß nicht wäre! Aber er mußte sein. Er mußte sich nun frei machen von der Algérienne, er mußte sie frei machen von sich. Sie bedrückte ihn, sie erdrückte ihn. Dazu hatte er aber keine Anlage. Wenn er zu allem Niederen und Geringen Anlage hatte, — dazu hatte er keine. Und sie selbst — sie war ihm nur noch Schale. Es fehlte ihr der Kern. Und er hatte doch nach dem Kerne in ihr gesucht. Sie hatte noch Verlockendes genug, war noch schön, wie am ersten Tage, hatte noch allen Zauber, wie bei der ersten Begegnung. Er hat das Weib in ihr erlebt, die Leidenschaft des Weibes und die Wildheit ihrer Rasse: er war ihr dankbar. Er hatte Schönheit in ihr erlebt und den gebenden Reichtum der Leidenschaft: er war ihr dankbar. Aber er konnte nun sich nicht in ihr erleben, er konnte sich nur verlieren an sie, nicht finden in ihr. Da war ihre Leere. Und da mußte für sie eine Leere einmal in ihr werden. Aber das wollte er nicht, er wollte nicht das Verdämmern und Verblässen, für sich nicht und für sie nicht.

Ja, ihr Bild — ihr Bild wurde er nicht los. Aber gerade darum. Warum sollte er es los werden wollen? Es sollte seine glühenden Farben behalten, es sollte das Bild eines lebendigen Menschen bleiben und nicht das Bild einer Puppe.

Er belauschte sich selbst. War ein Egoist — war er ein Sophist? Vielleicht beides. Aber vielleicht sind die Menschen immer beides. Und wenn er ganz ehrlich war: Er hatte nur nicht Mut genug zu seinem Entschluß, nur nicht Mut genug zu tun, was er tun mußte, weil er sich fürchtete, es klar und unbedingd zu tun.

Die beiden Schutleute gingen ihm schon eine Weile nach. Sie behielten ihm in Auge. Die dachten, er trage sich mit Selbstmordgedanken.

Er lachte. Nein, er trug sich mit Lebensgedanken. Selbstmord, das war ihm ganz etwas Fernes und Fremdes. Nein, die beiden konnten beruhigt sein, er würde sich nicht ins Wasser stürzen.

In dem Haus an der Ecke, das man von den Grands Boulevards durch die Rue Taibout so famos sah, ging oben unterm Dach ein Licht auf. Vielleicht feierten zwei ein Lebensfest. Vielleicht legte sich nur ein müdes Haupt zur Ruh. Vielleicht hatte ein Verbrecher ein Nachquartier gefunden, vielleicht träumte ein Poet hier oben und dichtete Weltgefänge. Was kümmerte es die Welt! Was ist der einzelne! Ueber Paris ging ein Licht auf, niemand sieht danach. Und es erlischt ebenso unbeachtet. Es ist alles ein Nichts.

Er ging weiter. An der Ecke der Rue des Saules war das Kaberet „Zum Mörder“; jetzt ein bißchen zahmer „Flotter Hase“ genannt.

Er blieb vor dem breiten erleuchteten Fenster stehen. Im ersten Augenblick konnte er nicht erkennen, was hinter der grauen schmutzigen Scheibe war — ein kleiner Laden oder eine Kneipe. Erst allmählich unterschied er die Gegenstände innen — niedere Bänke an den Wänden, ein paar kleine rohe Tische, ein größerer Tisch, all diese Möbel ohne Lack und Anstrich, kaum geschuert — eine niedere Decke, eine schmutzige mattleuchtende Hängelampe mitten. An den Tischen saßen finstere, zerlumpte, unheimliche Gestalten. Der eine hatte den Kopf in die Hände gestützt, ein anderer hatte die Arme über die Tischplatte gebreitet und ließ den Kopf auf ihnen ruhen. Andere stierten vor sich hin, einige rauchten, so daß der Qualm dicht um die Matthe Lampe flog, und zwei oder drei standen vor dem Schanktisch, hinter dem der Wirt in Hemdsärmeln, die weiße Schürze vorgebunden, eine flache Mütze auf dem Kopfe, eine Zigarette im Munde, sich unterhielt, einschenkte, bediente und Bezahlung entgegennahm.

Philipp stand noch und sah in den wenig einladenden Raum. Und doch zog ihn etwas an. Es klang ihm etwas daraus entgegen wie Verlieren und Vergessen. Er sann über die Menschen nach, die hier verkehrten. Sie gingen, wie er, abseits der hellen Straßen und suchten die dunklen auf, in denen man sich verliert. Der eine ist in ihnen aufgewachsen und hat sie nie verlassen. Vielleicht hat er sie nicht lieb, aber sie sind ihm notwendig. Es ist ihm unbehaglich in den hellen, den blanken und feinen, er braucht Dunkel und Schmutz, den dumpfen Geruch und die unreine Luft. Den anderen hat das Leben in sie getrieben, hinter dem ist es hergejagt, bis er sich vor ihm versteckt hatte. Und er ist ihnen dankbar, daß sie ihm Zuflucht gewähren.

Aber der Mensch sehnt sich doch immer nach Helle und Licht, fiel es dann Philipp in die Seele, und das war schneidend und schwer — Geburt, Schuld und Schicksal — das war so bitter und grausam.

Er sann darüber nach und starrte in das Fenster. Es war etwas, das ihn anerkelte hier, aber es war auch etwas, das ihn festhielt.

Ein kleiner Trupp junger Männer kam, Dirnen am Arm. Sie sahen ihn.

„Immer nur herein!“ redeten sie ihn an. „Hier geht's lustig zu!“

Und eine der Dirnen faßte ihm unters Kinn.

Er trat zurück. Es war ihm, als müsse er sich in seine Kleider verstecken. Drinen gab's Gejauchze, Gelächter, Gelärm, als die Ankömmlinge eintraten. Tische wurden gerückt, Stühle aufgestoßen, und die Bestellungen klangen durcheinander.

Der Wirt bleibt bei alledem ruhig und beeilte sich nicht, so ungestört auch seine Gäste waren.

Nun hatten so ziemlich alle ihre Plätze eingenommen, und die Tische waren mit Absynth- und Kaffeegläsern bestückt. Der Tabakrauch wurde dichter und dichter und hüllte Gestalten und Gegenstände ein, so daß man sie durch das bestaubte und beruhtte Fensterglas nicht mehr deutlich erkennen konnte. Sie verloren sich in Grau.

„Vergessen!“ murmelte Philipp.

Gleichzeitig wunderte er sich, daß er noch da stand. Aber er ging trotzdem nicht.

Gesang tönte heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Geldz.

Da stieg ein Seufzer empor aus der Brust des alten Häuslers, als hätte er es lieber gesehen, daß für alle Ewigkeit ein Hängeschloß vor diesem Inhalt angebracht worden wäre.

Von all den gedruckten Sachen, die den Tisch überfluteten, hinweg, hob er seine Augen auf zu dem Konfirmationsvers, der folgendermaßen lautete:

„Geh stets der Tugend schmalen Weg,
Hör auf die Stimme der Vernunft,
Nicht weiche dem Gebot der Pflicht,
Noch Dein Geliebte je vergiß.“

Das war, mit Ausnahme des Gesangbuches, das einzig Gedruckte, das Anders je im Hause gehabt hatte. Dazu bestand dieser Vers ganz gewiß nur aus Druckbuchstaben, die mit Tinte und Feder hergestellt waren; aber es war doch die Summe seiner Kindheitslehren, eine Erinnerung an jenen wichtigen Tag, an dem er in die Welt hinauszuziehen und für sich selber sorgen mußte; im Wort Gottes, das der alte Dorfpastor ihm mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Anders fand, daß dieser Vers sehr viel enthielt. Als ein Gedankenblatt und zur Erinnerung an das, was einer höheren Welt angehört, hatte er es einrahmen lassen und an die Wand gehängt. Denn jedes Ding mußte seinen Platz haben, sowohl das eine wie das andere. Wenn nun aber der Schwiegerjohn kam und ein ganzes Fuder Drucksachen über das Haus ausschüttete, dann war das verkehrt. Das war nichts für Leute, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen sollten.

Er blickte auf den Vers und dann wieder auf das Bild des Vorstehers, das jetzt schräg gegenüber hing; sein Blick fuhr fort von einem zum anderen zu wandern. Es kam Anders wirklich so vor, als läche der Langbärtige über seinen Konfirmationsvers.

— — Spät am Tage standen die beiden Männer zusammen draußen im Stall. Anders beugte sich über die brusthohe Einfassung des Schweinestalles und scheuchte mit seiner Mütze die beiden Ferkel auf, die schläfrig auf der Streu lagen.

„Sieh, die beiden Burschen hier sollten ja gerne die Zinsen bezahlen,“ sagte er und faltete die Hände, ganz versunken im Anblick der beiden Schweine, die da standen und sich aneinander scheueren.

Dann wandte er sich den Kuhständen zu. „Dieses Stück Jungvieh hier ist ein sonderbares Ding, aber festgebaut und starkknochig ist es ja und so kann immer noch ein Sämmchen dabei herauspringen. . . . Nein, aber sieh mal hier die buntschädige. Ah! Ich sage Dir, das ist eine Milchkuh. Komme her und fühle nur mal, Jürgen, dann wirst Du sehen, sie hat auch alle Kennzeichen!“

„Und dann sind hier diese beiden!“ Er trat hin vor die zwei weißstirnigen Ochsen. „Wir drei schaffen schon etwas, kannst Du glauben. Aber sie werden nun bald alt, und ich bin auch nicht mehr jung!“ Lieblosend strich er ihnen mehrmals über den Rücken.

An der Scheumentür hielt er zögernd inne. „Es ist schon besser, daß Du das Haus kennen lernst,“ sagte er dann in einem Ton, als führte er Jürgen zu den verborgenen Schätzen in den geheimnisvollen Aufbewahrungsorten des Hauses. Dann beugte er die hohe Gestalt und schritt durch die niedrige Türöffnung.

„Im Herbst ist hier alles pflanzvoll bis an den obersten Balken.“ Anders blickte in die Höhe, und seine Worte hatten einen feierlichen Klang, als gehörten sie in eine Kirche.

Sie gingen weiter, vorbei an den Winkeln der halbdunklen Scheune, die unbehaglich genug wirken in einem unbekannten Hause. Doch Anders schritt langsam vorwärts und sprach zögernd, als sei er vertraut mit den Geistern, die hier etwa haufen könnten.

Er öffnete die Tür zum Schaffstall und zur Remise.

„Hier sind zwei Wagen, und sie sind alle beide solid und gut. Hier sind auch Ackergeräte, wie Du siehst!“ Er behielt die halboffene Tür in der Hand, damit das Auge sich recht satt sehen konnte an all den hier aufgehäuften Dingen.

Jürgen sagte nichts während der ganzen Wanderung. Es schien auch, als erwarte Anders keine Bemerkungen; als wiederhole er nur ein Selbstgespräch, das er früher schon oft an diesen Stätten geführt.

Dann durchschritten sie die dunkle Tenne, wo man kaum ihre Schritte auf der weichen Lehmdiele vernahm und betraten das gepflasterte Brauhaus, wo die eisenschlagenen Holzschuhe auf den Steinen klapperten. Zwischen der Drangtome und dem gemauerten Braufessel, der hier stand, führte eine Leiter hinauf auf den über den Wohnräumen gelegenen Boden. Hier stiegen sie hinauf.

Anders betrachtete mit zufriedenerm Blick die kleinen Kornhaufen, die hier lagen. „Zum Verschwinden und Vertun ist hier nichts, aber hier ist Korn, sowohl zum Säen wie zum Essen!“ sagte er und setzte sich auf ein Scheffelmaß, da sein Kopf beständig Gefahr lief, oben an den Giebelbalken anzustößen.

Wie der alte, abgearbeitete Mann so gebückt da saß auf seinem niederen Kornboden, wie emporgeschossen aus dem Erdboden selber,

Blicke Jürgen ihn lange und fest an, als dächte er: „Daß die geblühte Galtung, Anders Frage! Steh Deinen Kopf zum Dach hinaus und laß Dir den frischen Luftzug der Jetztzeit um die Ohren saufen.“ Aber etwas band ihm in diesem Augenblick die Zunge.

Anders erhob sich: „Ja, es ist sonderbar genug, daß es mit uns so vorwärts gegangen ist. Wer sich aber hier in den Dünen ernähren will, der muß arbeiten im Schweiße seines Angesichts — und er kann nur eine Art Pflug gebrauchen, Jürgen!“

Mit diesen Worten verschwanden beide durch die Bodenluke.

Die Dämmerung schwand und die Dunkelheit kam, wo der Mensch seine Ruhestätte aufsucht, wo die Jugend wacht, beunruhigt durch Zukunftspläne und laufend emporschießende Gedanken, wo das Alter nicht schlafen kann vor den wechselnden Bildern verfloßener Tage — wo der Hoffnung und Erinnerung Engel durch die schweigende Nacht dahinschwebt.

IV.

Die Sonne ist der Mittelpunkt des Lebens draußen in dem schlichten dänischen Bauernland, wo niemand in brunnen tiefen Höhlen oder zwischen steilen Felsenschluchten sitzt und im Dunkeln friert.

Wenn im Frühling die Tag- und Nachtgleiche kommt, werden alle Tore geöffnet und Küher, Lämmer und Kinder läßt man hinaus auf Wiesen und Felder, wo die jungen Glieder wachsen, während die Gäfte in Kräutern und Gräsern emporsteigen; der Fuchs sitzt vor seinem Bau und schmaust in den hellen Sonnenstrahlen; die Eidechsen werden wieder lebendig und laufen hin und her in den verborgenen Gängen des Heidekrauts. Der Landmann schaut beim Aufstehen zuerst nach der Sonne und richtet darnach den kommenden Tag ein und der Greis schleicht hinaus an den Hausgiebel, damit die Sonnenstrahlen seine alten Glieder erwärmen. Da draußen bräunt und härtet sich des Bauern Haut im Laufe der Jahre; hier stählen sich die Muskeln der Jünglinge, schwellen die Glieder der Mädchen und funkeln ihre blanken Augen. Da draußen erstet auch die gute Laune, und die Arbeitsfreudigkeit erhellt das Gemüt, wie das Licht die offene Sommerlandschaft, in der das alles vor sich geht.

Aber es ist nicht die Zeit, in der der Bauer philosophischen Gedanken nachhängt.

Bei der Herbsttag- und Nachtgleiche dagegen, wenn der Roggen gefät und die Kartoffeln in ihren Wintergruben untergebracht sind, wenn der Bauer sich von der Außenarbeit zurückzieht, das Vieh im Stall angebunden wird und man Türen und Tore schließt, wenn das Getier seinen Winterschlaf antritt, die Wildgänse ins offene Meer hinausziehen und Sektierer und herumziehende Händler am Horizont auftauchen, dann beginnt das winterliche Stilleben im Zimmer. Wenn aber auf diese Weise sein Wirkungskreis sich verengt und sich auf häusliche Kleinarbeit beschränken muß, dann ist es, als fordere im Gegensatz dazu der Gedanke einen größeren Spielraum. Das ist die Zeit, in der er Pläne schmiedet, seine Rechnungen aufstellt, seine Träume träumt, grübelt, wenn er dazu veranlagt ist, kurz, sich Gedanken über das Leben macht — oder auch gleichmütig in seinem Winkel sitzt und Tabak kaut.

Im Spätherbst brauchte Andreas Frage nicht mehr unentwegt auf die so notwendige Sommerarbeit zu starren, die den Händen schwer genug ward, zur rechten Zeit auszuführen. Nun richtete er den Blick auf seinen Schwiegersohn, dem sein Auge früh und spät forschend folgte. Er blickte ihn an mit demselben Ausbruch, mit dem er die Luftschichten untersuchte, wenn irgend ein Witterungswechsel im Anzug schien.

Der Alte besah nicht mehr die Ruhe, die einem überkommt, wenn man völlig Herr der Situation ist. Er erwartete augenscheinlich, daß irgend etwas geschehen werde.

Dann bestellte Jürgen die „Vollzeitung“.

(Fortsetzung folgt).

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Baumpflanzung.

Wenn Briele jetzt in seinem Garten steht und zusieht, wie sich die Bäume entlauben, wie die Blätter, die sich allmählich fahlgelb und rot gefärbt haben, in tollem Tanze herunterpurzeln, um bald vom Winde in diese oder jene Ecke getrieben zu werden, so pflügt er, trotzdem er sonst nicht für das Philosophieren ist, wehmütige Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen anzustellen. Er weiß, daß die Blätter die Lungen der Pflanzen sind, daß sie einen wesentlichen Teil der Arbeit des Baumes verrichten, daß sich nur mit ihnen die Früchte zu voller Schönheit und zu höchstem Wohlgeschmack entwickeln können, und daß sie jetzt, wo das Jahr zur Rüste, der Baum zur Ruhe geht, ihre Schuldigkeit getan haben, also gehen oder fliegen können, wie bekanntlich auch der Mohr geht oder fliegt, wenn er seine Schuldigkeit getan hat. Und wenn die Blätter gefallen sind, dann haben auch die letzten Früchte am Baume nichts mehr zu suchen, dann müssen sie abgenommen werden, auch wenn sie den spätesten Sorten angehören. Und wenns

ans Abnehmen des Obstes geht, dann ist nicht nur Briele selbst auf dem Posten, sondern auch Rosine, seine Frau, und wenn dann Sonntags die Herbstsonne lacht, so stellen sich auch die Töchter, die Schwiegerköhne und die Enkelkinder ein. Sie helfen nach eigener, aber nicht patentierter Methode mit, dafür zu sorgen, daß in der kleinen Obstkammer kein ungeundes Fruchtgedränge entsteht. Bekanntlich müssen die Früchte so gelagert werden, daß sie sich nicht gegenseitig berühren; keineswegs dürfen sie an der endgültigen Lagerstätte zu mehreren übereinander liegen. Wenn hier und da eine Frucht fault und die Nachbarfrucht berührt, dann ist auch diese verloren und dem muß vorgebeugt werden.

Mit der Zeit der Ernte fällt auch die Zeit der Neupflanzung zusammen. Obstgehölze entlauben sich bekanntlich sehr früh, Johannisbeeren und Kirschen stehen häufig schon Ende August vollständig blattlos da, dann folgen in der Entlaubung Säpflirchen, Pflaumen, Aprikosen, Sauerkirschen, zuletzt die Pflirsche, Birnen und Äpfel, die namentlich in den spät reisenden Sorten bei günstiger Witterung das Laub bis gegen Ausgang Oktober und darüber hinaus halten können. Ist der Baum oder Strauch entlaubt, oder sitzt das alte Blatt schon so locker, daß man es mühelos mit den Händen von den Zweigen herunterstreifen kann, so ist die beste Zeit für die Neupflanzung der Obstgehölze gekommen. Im allgemeinen läßt sich die Regel aufstellen, daß es, je früher man pflanzen kann, um so besser um den gepflanzten Baum steht. Es ist also besser im Oktober als im November, besser im November als im Dezember zu pflanzen usw. Nach Möglichkeit zu vermeiden ist dementsprechend die Frühlingspflanzung. Die scharfen trockenen Winde in den Monaten März/April bringen selbst manchem gesunden Pflanzling den Tod. Wenn wir jetzt pflanzen, so empfiehlt es sich, der Pflanzenerde eine gute Portion zerriebenes Torfmüll zuzusetzen. Torfmüll kauft man in gepressten Ballen, die je etwa hundert Kilogramm Gewicht haben. Ein solcher Ballen, der mit Frucht und Abfuhr etwa sieben bis acht Mark kostet, liefert einen ganz stattlichen Torfmüllhaufen. Ein reichlicher Zusatz zur Pflanzerde fördert ganz außerordentlich die Wurzelbildung. Die jetzt gepflanzten Bäume entwickeln vor Eintritt des Winters noch keine Faserwurzeln, was ich vielfach festgestellt habe. Diese Faserwurzeln befähigen die Pflänzlinge, mit Beginn des Frühlings sofort zur Nahrungsaufnahme, wodurch das An- und Weiterwachsen schon in der Hauptsache gesichert ist. — Das alles habe ich Briele plausibel gemacht, und er hat eingesehen, daß ich recht habe, allerdings erst, nachdem er sich durch Augenscheinnahme bei mir davon überzeugt hatte, daß ich selbst die Sache ebenso ausführe, wie ich es ihm empfohlen habe. Briele ist nämlich, wie bekannt, etwas mißtrauisch; er behauptet immer, die Theoretiker wären die Leute, die die Sache erklären, aber nicht ausführen können, weshalb er es mehr mit den Praktikern hält, die nach seiner Ansicht die Sache gut ausführen, aber nicht erklären können. Wenn aber einer wie ich nicht nur die Sache erklären, sondern zugleich auch richtig ausführen kann, so hat er vor ihm einen besonderen Respekt, der noch wuchs, nachdem er bei mir die riesigen, dabei köstlich schmeckenden Äpfel und Birnen gesehen hatte, die zum Teil 1½ Pfund pro Stück wogen. Da er nun an Hezerei, Wunderwasser und ähnlichen Klimbim nicht glaubt, so hat sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß bei mir die Erfolge in der Ausführung begründet sind. Aber nicht alle Gartenbesitzer und Kolonisten sind so helle wie Briele. Da kommt zum Beispiel einer zu mir, der sieht, daß ich den Boden vor der Anpflanzung einen Meter tief rigole, der aber schlauer sein will. Er sagt sich, die Quadratrute so tief zu rigolen kostet 1,20 M., da mache ich die Sache lieber nur halb so tief und spare 60 Pf. Ein anderer, der sieht, wie ich ein großes Pflanzloch auswerfe, scheinbar viel zu groß für den zu pflanzenden Baum, aber in der Absicht, seinen Wurzeln reichlich lockere Erde zu bieten, glaubt, es wäre schlauer, ein möglichst kleines Loch zu machen, und verfährt danach. Ein dritter sieht die von mir oder Briele gekauften schönen Bäume, die pro Stück 1,50 M. oder 2 M. gekostet haben, und glaubt dann wunder, was er getan hat, wenn er bei irgend einem Hausierer einen Kümmerling zu einem Drittel oder einem Viertel des angegebenen Preises beschafft und pflanzt. Nach einigen Jahren müssen aber alle diese Schlaumeier zu ihrem Leidwesen einsehen, daß sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben, denn nicht tief genug bearbeiteter Boden, das zu kleine Pflanzloch und der kümmerliche Pflanzling — alles rächt sich. Mit einem Baum, der von Anbeginn an nicht ein Urbild von Kraft und Gesundheit darstellt, ist nichts anzufangen; alles nachträgliche Pflegen, alle nachträgliche Bodenbearbeitung und Düngung sind vergeblich.

Briele weiß aber heute auch, daß es nicht nur auf die Größe des Pflanzloches, auf die Qualität des Pflanzlings, sondern auf noch vieles andere ankommt. Wenn die Kolonisten auf eine Gartenausstellung gehen und da einen Apfel oder eine Birne sehen, die besonders in die Augen stechen, pflegen sie gewöhnlich die Sorte aufzumotieren und dann in der nächsten Baumschule zu kaufen. Die Leute, die so verfahren, halten sich für besondere Schlaumeier. Briele weiß aber heute, daß sie das Gegenteil davon sind. Zunächst ist das Aussehen der Frucht für deren Qualität so nebensächlich, wie etwa ein feiner Mod, ein schöner Hut oder schöne Augen für die Qualität eines Menschen. Das Kolorit der Schale eines rotbackigen Apfels ist für diesen nur ein schönes Ausschmückungsglied, wie etwa eine hübsche Figur oder ein schönes Gesicht für ein junges

Mädchen, aber hinter diesem schönen Neuheren steckt oft ein schlechter Kern. Gerade die äußerlich am meisten bestechenden Früchte enttäuschen oft beim Genuß. Auf jeden Fall sollte die äußerliche Schönheit für die Anpflanzung nicht maßgebend sein, denn bevor man sich zur Anschaffung einer Sorte entschließt, muß man sich erst klar darüber sein, ob ihre Qualität befriedigt, ob sie mit einiger Bestimmtheit regelmäßige und ausreichende Ernten liefert, und ganz besonders, ob sie sich unseren klimatischen und Bodenverhältnissen anpaßt. Die Auswahl wird erleichtert durch das Normassortiment der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg, für das ich mich persönlich übrigens nicht erwärmen kann. Ich habe deshalb nur wenige Sorten aus diesem Sortiment angepflanzt und mich im übrigen auf meine eigene Sortenkenntnis verlassen.

Für den kleinen Gartenbesitzer, bei dem es sich doch nur darum handeln kann, einen Teil, wenn es hoch kommt den ganzen Bedarf an Obst für die eigene Haushaltung zu ziehen, ist es wesentlich, nur wenige Sorten anzupflanzen und diese mit wechselnden Reifezeiten, damit nie Mangel und nie Ueberfluß herrscht. Die Hauptobstgattung ist und bleibt für den kleinen Hausgarten stets der Apfel. Von Sommeräpfeln, die sich nur 1—2 Wochen erhalten lassen, und ebenso von Sommerbirnen genügen je ein Baum. Von Winteräpfeln kann man dagegen mehrere Bäume anpflanzen; ich nenne davon die Goldparmäne, die von Oktober bis Februar genußfähig ist, die Ananasreimette mit gleicher Haltbarkeit und den Schönen von Voskoop, einen der besten Träger im märkischen Sande. Neben den Äpfeln spielen Birnen, Pflaumen und Kirschen nur eine nebensächliche Rolle, da man sie nicht für längere Zeit lagern kann. Auch die späten Winterbirnen müssen, sobald sie die Lagerreife erlangt haben, möglichst rasch aufgebraucht werden, da Süßigkeit und Aroma bei ihnen bald verschwinden. Auch nur wenige Tage zu langen Liegens genügen bei der Birne zur Hervorrufung der Umwandlung des Zuckers in Stärke, und damit ist die Frucht sad und geschmacklos geworden.

Wer einen Baum pflanzen will, der tut gut daran, der Pflanzarbeit bei einem Sachverständigen einmal einige Stunden zuzusehen. Kann der Boden vorher nicht rigolt werden, so ist für jeden Baum ein mindestens anderthalb Quadratmeter großes und einen Meter tiefes Pflanzloch auszuwerfen. Die ausgeworfene Erde wird, wie oben erwähnt, entweder mit Torfmoß oder mit gutem Kompost vermischt und dadurch verbessert. Die Stelle, wo ein Baum hinkommen soll, mißt man vordem aus und bezeichnet sie genau mit einem eingeseigten Pfahl. Dabei ist natürlich Rücksicht auf die Größenverhältnisse der zu pflanzenden Baumarten zu nehmen. Pflanzt man zum Beispiel, was am meisten zu empfehlen ist, Keschubäume, so müssen diese sowohl in den Reihen als auch die Reihen unter sich möglichst einen allseitigen Abstand von 5 Meter erhalten. Für Birnen genügt ein Abstand von 4 Meter, da diese mehr in die Höhe und weniger in die Breite wachsen. Im übrigen schwanken die Abstände je nach dem geringeren oder kräftigeren Wuchs der einzelnen Sorten und je nach der Feuchtigkeit und Qualität des Bodens. In Wäldern erster Klasse und bei günstigem Grundwasserstand muß stets weiter als in trockenem, magerem Sandboden gepflanzt werden. Vor der Pflanzung werden erst beschädigte Wurzeln mit scharfem Messer nachgeschritten und zwar derart, daß die Schnittflächen nach unten gerichtet sind. Auch ist es gut, das ganze Wurzelwerk vorher in einen Lehmteig zu tauchen.

Zum Pflanzen gehören stets zwei Mann, von denen einer den Baum in der richtigen Lage hält, während der andere die lockere Erde einfüllt. Ist das Pflanzloch im Verhältnis der Wurzellkrone zu tief, so wird vor dem Pflanzen ganz nach Bedarf von dem ausgehobenen und verbesserten Erdreich wieder hineingegeben, bis der Baum so steht, daß seine Wurzellkrone mit der Erdoberfläche abschließt. Der größte Fehler ist das zu tiefe Pflanzen, bei dem ein Teil des Stammes mit in den Boden kommt. Zu tief gepflanzte Bäume kümmern und ersticken häufig. Bei Buschbäumen, Pyramiden- und sonstigen Formbäumen, die meist dicht über der Erde, d. h. über dem Wurzelhals veredelt sind, pflanzt man so tief, daß die Veredelungsstelle, die an ihrer rundlichen Anschwellung sofort zu erkennen ist, mit dem Boden abschließt, also mit ihm in einer Linie steht. Beim Pflanzen hat man dafür zu sorgen, daß die Hauptwurzeln gleichmäßig innerhalb der Pflanzgrube verteilt werden, dann ist schon gelegentlich des Einfüllens der Erde diese immer mit den Fingern gut anzuregen, und nach beendigter Pflanzung wird der Baum einmal gründlich angeschlemmt; dadurch erreicht man, daß sich die frische Erde gut um die Wurzeln legt. Pflanzt man erst spät, ausgangs Oktober und noch später, so unterbleibt das Angießen am besten. Für Buschbäume brauchen die einzuschlagenden Pfähle, die, wie gesagt, vor der Pflanzung eingeschlagen, zugleich die Pflanzstelle genau markieren, den Boden nur wenig zu überragen, da der Buschbaum nur dicht über dem Wurzelhals an den aus dem Boden herausstehenden Pfahlstumpf angebunden wird. Ich persönlich verwende für Buschbäume die üblichen entrindeten Baumstämme von 225 Zentimeter Länge, säge sie in der Mitte durch, mache also aus jedem zwei Stück. Pflanzt man Hoch- oder Halbstämmen, die übrigens durchschnittlich neun und sieben Meter Abstand haben müssen, so ist darauf zu achten, daß der endgültig gezeigte Pfahl nur bis dicht unter die Krone des jungen Bäumchens, aber nicht in diese hineinreicht. Da sich das Erdreich um den frischgepflanzten Baum wohl genügenden Festtretens im Laufe des Winters noch setzt, darf der frischgepflanzte Baum für die

Verantw. Redakt.: Carl Vermuth, Berlin-Rigsdorf. — Druck u. Verlag:

nächsten Monate nur lose an den Pfahl gebunden werden, damit er sich gleichmäßig mit dem umgebenden Erdreich setzen kann. Das endgültige, feste Anbinden erfolgt erst im Frühjahr. Hierbei wird sehr viel gefehlt. Die meisten Kolonisten binden die Bäume lieberlich an, insolge dessen wird der Stamm bei Wind und Sturm am Pfahl hin- und hergerissen und wundgerieben, was in der Regel die erste Veranlassung zur verderblichen Krebskrankheit ist. Der beste Verband, der ein Wundstehen des Stammes vollständig ausschließt, ist der auf Seite 320 des „Praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde“ in seiner Anlegung genau durch Abbildungen veranschaulicht, mittels eines Kokosfaserstrides; auf der folgenden Seite des genannten Buches ist ein weiteres Baumband abgebildet, das auch jede Beschädigung des Stammes verhindert. Es besteht aus einer Anzahl gleich großer, durchbohrter und auf einen Strich aufgereihter gebrauchter Flaschenorken, deren Zahl sich nach der Dicke des anzubindenden Stammes richtet. Man durchbohrt die Orken mit einem glühend gemachten Stück Eisendraht von entsprechender Dicke. Das beste Material zum Anbinden von Bäumen ist kräftiger Kokosfaserstrid, wie man solchen in den Samenhandlungen erhält. Man darf sich aber nicht einbilden, wenn man den Baum einmal angebunden habe, seine Schuldigkeit getan zu haben, die Baumbänder müssen jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst, nachgesehen und wenn erforderlich erneuert werden. Notwendig ist diese Kontrolle ganz besonders bei Verwendung von Kokosstrid, da dieser nicht nachgibt, wenn der Baum an Umfang zunimmt, und dann bald in Rinde und Holz tief einschneidet, was durchaus vermieden werden muß.

Da ich Geheimnistuerei nicht liebe, will ich noch erwähnen, daß ich es seit Jahren vorziehe, meine hochstämmigen Bäume ohne Pfahl zu pflanzen. Ich habe beobachtet, daß sich der Stamm gleichmäßiger entwickelt, kräftiger wird und gesunder bleibt, wenn ihm kein Pfahl zugesellt wird. Unter dem Einfluß der vorherrschenden Windrichtung werden aber die ohne Pfahl stehenden Bäume leicht windschief. Um dies zu verhindern, befestige ich unterhalb der Krone einen Filzring als Unterlage um den Stamm, binde ihn mit Kokosfaserstrid fest und verschlinge mit diesem einen starken Draht, den ich nach der entgegengesetzten Seite der herrschenden Windrichtung um ein etwa drei Meter entfernt vom Stamm in den Boden eingeschlagenes Pfahlstück schlinge, so daß der Stamm senkrechte Haltung zeigt. Es ist dies ein einfaches, für den Baum absolut unschädliches Mittel, seinen Stamm kräftiger zu halten. Unterstützt wird dieses Mittel durch richtiges Schneiden der Kronen, durch das man die unzulässige einseitige Entwicklung derselben nach dieser oder jener Seite hin verhindert, d. h. im Gleichgewicht hält.

Erwähnt sei noch, daß das in und um Berlin so beliebte Anstreichen der Baumstämme und Hauptkronenäste mit Kalk meiner Ansicht nach eine höchst überflüssige Maßnahme ist, die die Bäume nur verschandelt. Hd.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Strassenbau. In den Straßen Berlins ist der fahrende Asphaltkessel eine „ständige“ Erscheinung. Bald da, bald dort gibt es am Asphalt auszubessern. Dies ist bei den in unseren Straßen so zahlreich vertretenen Gleisen kein Wunder, da die an die Straßenbahnschienen anschließende Asphaltdecke infolge der Erschütterungen durch die schweren Straßenbahnwagen sehr stark angegriffen wird, so daß schon nach verhältnismäßig kurzer Betriebszeit der Asphalt abbröckelt. In die Ritze des Abfalls dringt im Winter Wasser ein, das bei Frost den Beton sprengt, die Einbettung der Schiene lockert und so die Reparaturarbeit forsetzt. Um diesen Uebelständen abzuwehren, hat man versucht, zwischen Schienenkopf und Asphaltdecke eine Einlage von amerikanischem Hartholz anzuordnen. Das Mittel hat sich auch bewährt, bis darauf, daß die Einlage nach ein oder zwei Jahren ausgebeffert oder ausgewechselt werden muß. In neuerer Zeit werden mit gutem Erfolge statt des teureren Hartholzes Seile aus Kokosfasern zu beiden Seiten des Schienenkopfes in den Asphalt eingebettet. Das zum Schutze gegen Fäulnis mit Karbolineum getränkte Seil dichtet nach oben hin ab, sobald es sich mit Wasser vollgeseigt hat, so daß der Asphalt nicht mehr wie früher durch die Ritze zerstört wird. Wie in „Glaser's Annalen“ mitgeteilt wird, hat die Mannheimer städtische Strassenbahn im Jahre 1908 an einer der verkehrsreichsten Stellen 50 Meter Seil beim Verlegen eines Doppelgleises verwendet. Hierbei hat sich ergeben, daß das Seil nach nunmehr zwei Jahren noch gut erhalten neben der Schiene liegt und der anschließende Asphalt völlig unversehrt ist, während das gleichzeitig an der Versuchsstelle verlegte Hartholz sich verjogen und in die Höhe gearbeitet hat. Hierzu kommt noch, daß das Verlegen des Seiles viel einfacher ist und rascher vor sich geht als das von Hartholz, da es in Stücken von großer Länge geliefert werden kann. Außer in Mannheim sind noch in Berlin, Hannover, Köln und anderen großen Städten Versuche mit dem Verlegen des Seiles angestellt worden. Das Verfahren selbst ist von einer Mannheimer Aktiengesellschaft für Seilindustrie ausgebildet worden.

Vorwärts Buchverlagerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.